



Erkenntnis.

Von Henry Wibley.

Der dicke Abendnebel, der durch die hohen Fensterscheiben sicker, erfüllte allmählich den luxuriös eingerichteten Büroraum und erzeugte eine Atmosphäre von Schläfrigkeit, die sich auch auf Frank Johnson übertrug, der halbausegestreckt in einem bequemen Ledersauteuil log. Immer verschwommener schlugen die tausendfachen Geräusche des riesigen Geschäftshauses an sein Ohr, immer entfernter erklang das eindringliche, gleichmäßige Klappern der Schreibmaschinen im Nebentraum. Die große Zeitung entfiel seiner herabhängenden Hand, und gleich einem müden Kämpfer nach hartem Tagesgefecht ließ er den Kopf auf die Brust sinken und schloß die Augen.

Wie ein Band von unsichtbarer Hand aufgerollt, häuften sich plötzlich die Telegramme auf seinem Schreibtisch. Ihr Inhalt trieb ihm den Schweiß aus den Poren, sträubte ihm das kurze, borstige Haar in die Höhe. War es möglich? Dort unten im fernen Osten hatte das grauenhafte Erdbeben einen halben Staat in seinen Grundfesten erschüttert und ihn, den mächtigen Petroleumkönig, mit einem Schlag zum Bettler gemacht! Ausgedehnte Grubenschächte, blühende Landstriche, Eisenbahnliesen zerstört, in einen Schutthaufen verwandelt! Fünfzigtausend Arbeiter unter den Trümmern begraben! Sein ganzes gewaltiges Lebenswerk, wie den Sandberg auf einer Düne, von einem heftigen Windstoß in Nichts zerweht! Johnson stöhnte laut auf und seine Zähne schlugen klappernd aneinander. Er hatte das Gefühl, von einem teuflischen Schicksal zermalmt und immer tiefer in den Abgrund gezogen zu werden.

Sein wunderbares Leben rollte nun wie ein phantastisch toller Abenteuerfilm vor ihm ab. Begonnen hatte es mit Holzaufladen in Chicago, dann mit dem Suchen nach gleichenden, gelben Metallklumpen in unwirtlichem, widerspenstigem Erdreich. In wenigen Tagen dann das ganze erarbeitete Geld in schmutzigen kalifornischen Spielbanken verspielt und schließlich in New York als Arbeiter in einer Stahlfabrik gelandet. Das war der erste Auftakt zu einem märchenhaften Aufstieg. Und jetzt wieder zurück ins Elend! In ohnmächtiger Wut ballte er die Fäuste und ließ sie auf den Tisch herabfallen. Fünfzig Jahre war er alt, seine Haare waren schlohweiß, das überschüssige Fett quoll ihm aus dem steifen, weißen Kragen hervor, und der Atem ging ihm schon keuchend. Die

stahlharten, grauen Augen hinter den großen Hornbrillen, sie entsandten nicht mehr die Ströme von Energie, nein, sogar Tränen sickerten jetzt von ihnen herab.

Ein Aufzug machte im Stockwerk halt, die Tür öffnete sich und seine Frau, Missis Ellen Johnson, trat herein. „Ellen“, rief er ihr mit halberstimmter Stimme zu, „meine arme, teure Ellen!“

„Was sehe ich, Frank! Ist's möglich? Du weinst?“

Er begann zu erzählen. Zuerst in kurzen, abgehackten Sätzen, dann schneller, immer schneller, wie ein Sturzbach ergossen sich die Worte. Er zeigte ihr die Telegramme, schilderte ihr das verheerende Unglück und bekannte ihr seinen völligen Zusammenbruch.

Ellens glatte Stirne begann sich in Unmutsfalten zu kräuseln und ihr schönes, dunkles Gesicht nahm plötzlich eine graue Färbung an. Sie zählte jetzt 35 Jahre, stand also im Zenit des Lebens. Mit achtzehn Jahren hatte sie die Eitelkeit und der Ehrgeiz, eine große Rolle zu spielen, zur Bühne getrieben. Seltene Schönheit und eine wunderbare Stimme berechtigten zu den glanzendsten Hoffnungen. Da lernte sie Frank Johnson kennen, den damals schon mächtigen Petroleumkönig. Dieser großschlächtige, häßliche und brutale Mensch verkörperte für sie den Luxus und die Allmacht des Goldes. Der kleinen Theaterbühne zog sie die Bühne der großen Welt vor, und so wurde sie Missis Johnson, die Veberrscherin des Mannes, der widerstandsfähige Naturkräfte seinem eisernen Willen unterwarf, der Felsen sprengen, den Lauf der Flüsse ändern und aus Gärten betriebliche Städte hervorwachsen ließ.

„Was gedenkst du nun zu tun, Frank?“

Kein Wort der Zurückhaltung fiel von den farnirrotten Lippen der schönen Frau. Nur Born und Verachtung konnte jetzt Frank in ihren großen, dunklen Augen lesen.

„Ich muß eben wieder von vorn anfangen, Ellen“, fuhr er stotzend fort, „ich weiß, es wird dir sehr schwer fallen, deine Lebensbedürfnisse herabzuschrauben... auf vieles verzichten... und wieder arm zu sein!“

Arm sein! Dieses Wort kante wie ein Beißschnecken auf Missis Johnson herab. „Das ist nich's für mich“, erwiderte sie eifrig. „Daran bin ich nicht gewöhnt, auch habe ich nicht die mindeste Veranlagung dazu! Soll ich vielleicht

in New York, das mich angesehen und reich gekannt hat, eine untergeordnete oder gar jämmerliche Rolle spielen. Nein, nein, mein Lieber, tausendmal nein. Da mach' ich nicht mit! Gottlob, ich bin noch im Alter, da auch ich mein Leben frisch beginnen kann, freilich anders, als du es dir vorstellst. Geben wir jeder unsere eigenen Wege! Unser Sohn, der ist schon erwachsen genug, um uns entbehren zu können. Mich zieht es wieder zur Bühne, Glaubst du nicht auch, daß die Theaterdirektoren die Gattin des gewesenen Petroleumkönigs mit offenen Armen empfangen und es sich viel Geld kosten lassen werden, sie zu engagieren?“

Sie warf einen bewundernden Blick in den hohen Spiegel, der den erotischen Reiz ihrer schlanken Erscheinung, die jugendliche Grazie, die ihr auch im Sommer des Lebens treu geblieben war, schmeichelnd widergab. Schon war sie meilenweit von der traurigen Gegenwart entfernt. Sie dachte an den tosenden Beifall eines übervollen Saales, an die Lobeshymnen der Presse, an die Schwärmerie der jungen Leute, die ihr zu Füßen liegen würden.

„Ja, hast du denn gar kein Gefühl für mich“, fragte Johnson.

„Habe ich dir je etwas vorgemacht? Habe ich dir vielleicht gesagt, daß ich dich liebe? Den reichen, mächtigen Mann habe ich geheiratet, habe ihm die schönsten Stunden meines Lebens, meine Jugend geschenkt. Wir sind quitt!“

Majestätisch schritt sie der Türe zu und Johnson sah in seinem Hauteuil ganz einzuschrumpfen, ganz klein zu werden. Doch bald raffte er sich wieder auf und ließ seinen einzigen Sohn Ralph zu sich rufen. Ahtzehn Jahre war er alt und Goldschampion. „Mein Junge“, begann er ohne Umschweife. „Ich bin vollkommen ruiniert... du wirst arbeiten müssen... übrigens auch! Suche dir eine Beschäftigung!“

Der modisch gekleidete junge Mann schien aus allen Himmeln gestürzt. „Ich und eine Beschäftigung!“ wiederholte er. „Ja, was denn für eine? Zu welchem Beruf hast du mich denn erzogen? Du, ja, das ist eine ganz andere Sache... Du bist stark, bist an harte Arbeit gewöhnt. Aber ich, ich habe weder keine Kraft, noch keine robuste Gesundheit. Stelle dir einmal vor, ich soll in einer Fabrik oder in einem Büro arbeiten! Geradezu toll!... Du willst mich also ganz einfach auf die Straße setzen!

Neunkirchen.

Wo das Gas zum Himmel stieg,
wüste liegt nun, wie im Krieg,
wüst in Trümmern liegt die Stadt,
die das Gas gefressen hat.

Ach, der Mensch erfand vergebens
Technik. Als ein Feind des Lebens
zeigt sie sich und bricht heraus.
frisht den Menschen, frisht sein Haus,
zieht mit Toben und Berschmettern,
Explosion und schlagend Wetter
— weil die Technik riesengroß
aus des Kapitals Schoß
aufgefängt mit Wasserköpfen
da ist zum Profitabschöpfen.
Die daneben in den Hütten
leben, ihr den Bauch vollschütten,
haben nichts von ihr. Nur Brot,
Karg und trocken, und den Tod.

Wo das Gas zum Himmel stieg,
wüste liegt nun, wie im Krieg,
wüst in Trümmern liegt die Stadt,
die das Gas gefressen hat.

Peter B u d.

Das ist fast so, als würdest du dich all deiner
Verpflichtungen mit einem Handschlag ent-
ledigen!"

Als einzige Antwort wies ihm der alte
Johnson die Tür, worauf sich der junge Mann
aus dem Zimmer entfernte.

Ein Auto brachte jetzt Frank Johnson nach
Great City. Von weitem sah er schon die rauch-
geschwärmten Schloten der weltbekannten Stahl-
werke, wo er vor ungefähr dreißig Jahren halb
nackt, im Schweiß seines Angesichts, sein Brot
verdienen mußte. Vor dem Fabriktor stieg er
aus und ging auf eine Gruppe von Arbeitern
zu, damit beschäftigt, große Blöcke auf einen
Waggon zu laden. „Kameraden“, sprach er sie
an, „ich bin der alte Frank Johnson. Ihr
werdet wohl schon von mir gehört haben. Ich
besitze keinen Cent mehr und will wieder zu euch
zurück. . . Dein Gesicht kommt mir sehr be-
kannt vor“, wandte er sich an einen der Ar-
beiter. „Wie heißt du? . . . Shepheard? . . .
Natürlich, jetzt erinnere ich mich, vor dreißig
Jahren haben wir ja hier zusammen geschuftet.
Deine Hand, alter Kamerad! Ich brauche Ar-
beit und deine Hilfe! . . .“

Doch die Männer ringsum blickten ihn nur
drohend an. Und der hagere, abgeraderte Shep-
heard brach in hasserfüllte Verwünschungen aus:
„Mach, daß du fortkommst, du fetter Ausbeu-
ter, du. . . Sog, auf was hast du denn dein
fauberes Vermögen aufgebaut? Du, unser Ka-
merad! Das ist ja zum Brüllen! Unsere Ka-
meraden, das sind die hunderttausend berreckten
Arbeiter dort unten! . . .“

Ein einziger Wutschrei entrang sich einem
Duzend Köpfe. Häute streckten sich ihm ent-
gegen, wie ein Bündel warf man ihn zu Boden.
Eine knochige Hand würgte ihn an der Kehle
. . . Johnson stieß einen lauten Schrei aus und
erwachte in Angstschweiß gebadet! . . . Noch
halb im Traum befangen hob er die Zeitung
vom Boden auf, überflog die Seiten. Nichts?
Na doch, da unten diese kleine Notiz, die über
Erdstöße in Italien berichtete. Erleichtert at-
mete er auf. Also dieses entsetzliche Unglück im
Osten nur ein böser Traum, ein schwerer My-
druck! Seine Gespräche mit Ellen, mit seinem
Sohn, die wahnsinnige Fahrt zu den Stahl-
werken in Great City, das alles nur ein
Traum!

Frank Johnson säuberte sich eine schwere
Sabanna an und sein hartes Gesicht versagte
sich zu einem breiten Grinsen. Ach mit welch

verdoppeltem Wohlbehagen schlürfte er jetzt den
Rauch seiner teuren Zigarre in sich ein! Er
nahm den Telefonhörer zur Hand und ließ
Missis Johnson zum Apparat rufen. Seine
Frau sei ausgegangen, hieß es.

Allmählich häufte sich die Asche auf der
kostbaren Schale. Das Grinsen war erstarrt
auf seinem Antlitz.

Sklaben, die Sklaben bleiben wollen.

Die anhaltende Wirtschaftskrise macht sich
wie überall in der Welt so auch in den Häfen
des Persischen Golfs bemerkbar und hat hier
zu merkwürdigen Erscheinungen geführt. Der
Handel und Wandel, der hier hauptsächlich von
der Perlenfischerei abhängt, liegt seit drei Jah-
ren darnieder, und in den Hafentädten werden
insolgedessen zahlreiche Sklaben, für die man
keine Beschäftigung hat und die nur noch un-
nütze Eßer sind, freigelassen und fortgeschickt.
Das ist für sie ein schweres Schicksal, denn die
Freilassung ist das Letzte, was sie sich wün-
schen, da sie dadurch der Ungewißheit und Not
ausgesetzt sind. Die meisten dieser Sklaben
sind es nur dem Namen nach; sie sind Ab-

kömmlinge von Sklaben, die vor Generationen
aus Afrika gebracht wurden und von Geburt
an als unbezahlte Hausangestellte in den Fa-
milien aufwuchsen. Sie fühlen sich ganz dazu-
gehörig, haben vielfach das Vertrauen ihrer
Herren erworben, und es ist nur die grimme
Not, die sie aus ihrem gewohnten Kreise löst,
den sie in Verzweiflung verlassen. Die Frei-
heit ist für sie alles andere als ein Geschenk.
Die meisten der Larher, die auf den Perlen-
boolen arbeiten, sind Sklaben in dem Sinne,
daß sie ihren Herrn verschuldet sind und sich
dadurch in ihrer Gewalt befinden. Diese un-
freiwillig freigelassenen haben in den letzten
Monaten eine neue Form des Geldverdienens
entdeckt. Es ist im Golfgebiet allgemein be-
kannt, daß ein Sklave, der seinen Weg zu einem
der hier stationierten britischen Kriegsschiffe
findet, eine Urkunde seiner Freilassung von
der englischen Regierung durch den britischen
Residenten zu Bulshire erhält. Der Sklave
sucht nun diesen Freilassungsbrief nach seiner
Rückkehr auf die arabische Seite in den Basaren
zu verkaufen, und er findet wohl auch hier und
da einen, der ein solches Zeugnis brauchen
kann. Daher hat sich damit ein richtiger Han-
del entwickelt.

Die letzten Harems.

Verdwindende Romantik. — Die Geheimnisse von Alexandria.
Tröster Kauschgift . . .

In den letzten 15 Jahren hat sich die
orientalische Welt grundlegend verändert. Nur
an sehr wenigen Plätzen des Ostens kann man
heute noch ursprüngliches Leben, gefornit nach
alten mohammedanischen Sitten und Gebräu-
chen, vorfinden. Insbesondere ist die alte
Haremromantik, falls es jemals überhaupt
eine gab, im Absterben. Die Lebensverhält-
nisse des Orients tragen heute vielfach den
Stempel der europäischen Krise. Wo selbst ge-
sellschaftlich dem Haremgebrauch nichts im Wege
steht, können es sich nur sehr wenige leisten,
mehr als eine Frau zu haben. Insbesondere
klagen auch die Mohammedaner des Balkans
darüber, wie — teuer die Frauen geworden
sind. Seitdem nämlich die Väter gemerkt
haben, daß ihre Töchter durch die auch im
Balkan eingeführte Frauenarbeit verdienen
können, ist die Frau im Preis und Ansehen
gestiegen.

In Ägypten sind die alten muslimani-
schen Sitten heute noch am lebendigsten. Hier
gibt es auch noch Harems, von deren Art frei-
lich jene, die man geheimnisvoll den Touristen
zeigt, keinen Begriff liefern: die Touristen-
Harems sind meist nur Nachtlokale zweifelhaf-
ten Rufes und die Eunuchen, die herumsitzen,
Angestellte eines Reisebüros.

Eine junge französische Journalistin lebte
jezt ein Jahr in Alexandria mit den Eingeborenen
und sah bei dieser Gelegenheit vieles
vom Leben der ägyptischen Frau, die ihr Da-
sein noch nach der alten Tradition verbringt.
Die Haremshäuser der Eingeborenenstadt
Alexandrias sind echt nicht nur außen, sondern
auch innen. Die großen Kaufleute finden hier
ihre Veranügen; es sind reiche Ägypter, die
selbst restlos europäisiert, auch europäisch ge-
kleidet sind, ihre Geschäfte nach europäischer
Sitte oder vielmehr Unsitte machen, in teuren
amerikanischen Luxusautomobilen durch die
Stadt ragen, aber doch ihr Familienleben ganz
traditionell nach dem alten mohammedanischen
Gelehrten gestalten. In diesen Kreisen gilt es als
nicht standesgemäß, weniger als sechs Frauen
zu haben.

Die Fremden sehen manchmal in der
Eingeborenenstadt von Alexandria schwarz ver-
mummte Frauengestalten durch die Straßen
hüpfen: Haremefrauen. Oft sind es moderne,
junge ägyptische Mädchen, die von ihren Eltern
zur „guten Partie“ gedrängt wurden. Nur in
der Vermummung dürfen sie sich öffentlich zei-
gen; im übrigen verbringen sie ihre Zeit hin-
ter den Gittern der Harems, während ihre
Freundinnen, die vernünftigeren Eltern haben,
auf dem Strand von Alexandria in Bade-
anzügen turnen. „Paschas“ nennt der moderne
Ägypter verachtungsvoll die reichen Männer
Alexandrias, die noch heute einen Harem um
sich bauen. Einer von ihnen, der als beson-
ders „prominent“ galt, starb kürzlich; er
hinterließ in seinem Harem 45 Frauen und
88 Kinder! Unter den Frauen waren mehrere
junge Mädchen im Alter von zwölf Jahren.
Als diese Nachricht bekannt wurde, griff der
Staatsanwalt ein: es sollen jetzt, insbesondere
auf Betreiben des englischen Kommissars, die
Harems auf Minderjährige untersucht werden.

Fast jede Haremsfrau ist auf der Straße
von einem Polizisten begleitet. Warum? Die
Antwort offenbart eine Tragödie. Die einge-
sperrten Frauen finden ihr Leben so unerträglich,
daß sie sich durch Kauschgift zu betäuben
versuchen. Die Polizei weiß, daß die zahl-
losen alexandrinischen Harems Großabnehmer
der Opium-Schmuggler sind. Sie überwacht
deshalb jede Harems-Dame, weil die Opium-
Händler gern ihren Spuren folgen.

Das moderne Ägypten will jetzt auf der
ganzen Front einen Angriff gegen das rück-
ständige Alexandria eröffnen. Die englischen
Behörden zeigen sich wenig interessiert. Sie
ach'en nur darauf, daß keine weiße Frau in
einen Harem gelangt. Einmal war es einem
Pascha möglich, sich gewaltsam eine Enalin-
derin einzufangen. Er bekam zehn Jahre
Zuchthaus. Die Ägypterin aber schlug vor-
läufig noch niemand vor der Willkür und der
Unmenslichkeit der „Tradition“.

Das kleinste Leben im Meer.

Von Dr. H. Francé.

Was ist das Schönste, das uns das Meer zu zeigen hat? Viele werden da sehr Verschiedenes nennen. Den prächtigen Kampf der Brandung die einen, das stille, träumerische Glänzen und Sich erspielen, die segelnden Wolken und verdämmernenden Farben über dem Wasser die andern, den männlichen, herzstählenden Kampf mit Wogen und Winden, die Korallengärten, die Feenschauspiele der Tangwiesen, die Fauberwelten der Tiefsee — so kann man streiten. Wenn man aber einen ganz erfahrenen Natur- und Meereskenner fragt, so kann er, wenn er ein Mann von Witz ist, sagen: das Schönste ist doch das, was keiner zu sehen bekommt. Und er kann, wenn er seine Worte beweisen soll, dann sein Laboratorium ausschließen, sein „Blankonetch“ holen und euch einladen zu einer kleinen Spazier- und Fangfahrt auf die Meeresküschöpfe, die man nicht sieht.

So ein Planktonnetz ist dem Wesen nach nichts anderes als ein Stück Müllergaze aus Seide, mit dem man das reine, klare Wasser der Hochsee durchsiebt. Setzt man das einige Minuten lang fort, dann bleibt im Netz, auch wenn das Wasser kristallklar war, eine Handvoll qualigen, gallertigen Ewas zurück, und sieht man das nun in ein Glas reinen Meerwassers, dann löst es sich auf in tausend und abertausend irrisierender, perlmutterschimmernder Sonnenstäubchen und Diamantsplittchen, die ruhig Kreise ziehen oder in tollen Sprüngen dahinhüpfen und ausblitzen oder auch nur ruhig und regenbogenfarbig schweben. „Das ist Plankton. Nahrung für die kleinen Seetierchen und Jungfische“, sagt unser Naturfreund, holt nun ein Mikroskop, eines dieser prachtvollen, blitzsauberen Instrumente des modernen Naturforschers, ohne das keine wirkliche Lebenskenntnis möglich ist, und breitet da in einem Tropfen Wasser lebend das Schönste aus, das es im Meere zu sehen gibt. Es leben darin Tausende von verschiedenen, mehr oder minder mikroskopisch kleinen, glashell durchsichtigen Planktongestalten; Tiere und Pflanzen sind es, lunterbunt. Flohgröße, aber wirkliche Diamanten. Sie werfen das Licht in einem Brillantfeuerwerk aller Farben zurück, sind aufs zierlichste gestaltet und geschmückt mit Federn und einem ganzen Gitter- und Rankenwerk. Natürlich nicht, damit sie uns gefallen — die Eitelkeit ist in diesem Reiche fremd —, sondern um sich schwebend erhalten zu können durch reichliche Verdrängung von Wasser.

In der Nordsee sind diese winzigen Kruster nur fleischfarben und viel einfacher gestaltet, aber sie leben dort massenhaft. In einem Liter Wasser tummeln sich Hunderte; um ihre Zahl in einem größeren Meeresbecken zu schätzen, müßte man mit astronomischen Zahlen rechnen. In den warmen Meeren sind sie weniger zahlreich, aber um so schöner in Farbe und Form. Genau das Gleiche gilt von den kleinen Flügelnschnecken, die man treffend Seeschmetterlinge genannt hat. Im Eismeer treiben sie in Heerdscharen, das ein Wal — die friedlichen Wale leben fast ausschließlich von diesen Tieren, welche die Fischer daher „Walaas“ (Aesung!) nennen — mit einem Schwad an sechzigtausend hinunterschlingen kann, ohne daß sich ihre Zahl merklich vermindert. In den heißen Meeren gibt es zwar auch Jüge von Flügelnschnecken, aber sie sind rot gekleidet und leuchtend gelb oder blau, bunt wie die Schmetterlinge, und so zierlich verstehen sie zu schwimmen, als flögen sie durch die blaue Flut. Sie sind die Riesen neben den Kieselalgen, den Panzertierchen und den Radiolarien. Das sind

Kostbarkeiten der lebenden Natur, von denen manchmal hundert, nebeneinander gelegt, erst einen Millimeter lang sind.

Kieselalgen sind pflanzenartig lebende Wesen, braun gefärbt, Del bereitend, und haben eine zarte, meist borstige Schale, in der sie sich verschlossen halten. Man hat von ihnen mit gutem Recht geschrieben, sie seien die Herren der Erde. Ihre Zahl und damit die von ihnen gebildete Lebensmenge ist wirklich unerrechenbar. Wenigstens so weit konnte man sich davon einen Begriff machen, daß man folgenden Vergleich ange stellt hat. Eine Wiese in voller Blüte enthält nicht so viel „Lebensstoff“, wie eine gleiche Fläche der Nordsee durch ihre Kieselalgen und Planktontriebchen. Weil sie braun und gelb sind, färbt sich das kalte Meer überall lebhaft grün. Ohne sie wäre es auch blau, wie alle südlichen Meere, in denen nämlich die Kieselalgen eine weit geringere Rolle einnehmen. Das Kleinleben gestaltet sich da als Panzertierchen und namentlich als Radiolar, woran man wieder oben im Norden arm ist. Im allgemeinen

gilt bis in den Wassertropfen die Regel: im Norden die Masse, im Süden die Schönheit. Panzertierchen scheinen wenigstens in der Nordsee und im Mitteländischen Meer die Hauptträger des Meereslebens zu sein.

Arme Teufel sind das alle, umhergeworfen von den Wellen, bedroht von der Gefahr, zerrieben zu werden oder abzusinken in die schlaflose Tiefe, in der sie nicht leben können. Bitter notwendig brauchen sie die paar Einrichtungen zur Erhöhung ihrer Schwimmfähigkeit. Das diese symmetrisch und für unser Empfinden schön gestaltet sind, das ist nur Eigenheit unseres Empfindungslebens. Wir empfinden alles als schön, was zweckmäßig gestaltet ist mit kleinsten Mitteln. Darum wirkt auch alles Natürliche, ja, die Gesamtnatur mit der Wucht eines Kunstwerkes auf uns, weil sich in ihr das höchste Weltgesetz verkörpert, dem unser Lebensgefühl entgegenstrebt. Und deshalb löst uns auch dieses kleine Leben des Meeres gesteigerte Bewunderung ein, je tiefer wir in seine Weltgeheimnisse eindringen. Das bloße Wissen darum, daß es diese vierlei Kleintiere und Kleinpflanzen in tausend Formen gibt, bleibt eine tote Last, wenn man nicht in den tieferen Sinn dieser Vielfalt eindringen könnte.

Das sonderbarste Geld.

Die gewichtigste aller Währungen ist wohl auf der heute zu Japan gehörenden Karolineninsel Yap zu Hause. Denn die Fe-Münze der Insel Yap ist nichts anderes als ein kreisförmiges Stück Stein, in dessen Mitte ein Loch gebohrt ist. Je nach ihrem Nennwerte haben diese Münzen einen Durchmesser von 30 bis 70 Zentimetern und ein Gewicht von 6 bis 70 Kilogramm. Für die größte Fe-Münze bekommt man auf der Insel Yap 10.000 Kokosnüsse oder — eine Frau, falls man nach ihr Verlangen trägt.

Die kleinste Münze, die einst in Indien geprägt wurde, ist ein winziges Stückchen Gold — etwa so groß wie ein Stecknadelkopf und im Werte von ungefähr zwei Pfennigen.

Die größte aus Metall geprägte Münze ist ein kupfernes Acht-Taler-Stück, das einst im kupperreichen Schweden im Umlauf war und nicht weniger als 15 Kilogramm wiegt.

Im Internationalen Geldmuseum der New Yorker Chase-Bank, wo diese sonderbaren Münzen ausgestellt sind, kann man auch eine deutsche Banknote im Nennwerte von einer Billion Mark bewundern. Der Museums-katalog fügt hinzu, daß alles Gold der Welt bei weitem nicht ausgereicht hätte, die Note zum Werte allwert einzulösen, wenn — ja, wenn die Reichsmark damals ihren heutigen Kurs gehabt hätte. Zur Zeit ihrer Ausgabe war sie etwa 24 amerikanische Cents wert.

Auch ein amerikanischer Dollar aus Zinn, europäisches Ro-geld aus Leder, Samt und Holz und russische Platinmünzen aus dem 19. Jahrhundert werden zweifelhaft ein aus dem Jahre 3000 vor Christi Geburt stammendes auf Ton geschriebener babylonischer Schuldschein.

Zwei vielbewunderte Kuriositäten sind der auf den größten und der auf den kleinsten Betrag der Welt lautende Scheck. Der eine lautet auf die runde Summe von 146 Millionen Dollar und wurde im Jahre 1923 der amerikanischen Firma Dodge Brothers tatsächlich bar ausgezahlt. Der andere, von Henry Ford stammend, lautet auf einen amerikanischen Cent.

Wo stammen die Windmühlen her?

Die malerischen Windmühlen, die einst das Wahrzeichen so mancher Landschaft waren, verschwinden immer mehr mit dem Fortschritt der Technik, und sowohl in Holland wie in der spanischen La Mancha, in der Don Quixote diese vielarmigen Riesen bekämpfte, hat man bereits historische Windmühlen unter Schutz gestellt und Verbände zur Erhaltung dieser Denkmäler der Vergangenheit gegründet. Auch in England ist jetzt eine Bewegung zur Erhaltung der Windmühlen im Gange, und aus diesem Anlaß hat sich ein Gelehrter, Hugh P. Bowles, mit ihrem Ursprung und ihrer Geschichte beschäftigt.

Er weist nach, daß die bisherige Annahme, die Windmühlen seien durch Kreuzfahrer nach England gebracht worden, nicht richtig ist. Aber die Zusammenhänge, die er entdeckt hat, sind noch romantischer, denn nach seinen Forschungen waren es die Wikinger, die die Windmühlen nach Europa einfuhrten. Auf ihren weiten Fahrten nach Wachs, Bienen und Sklaven kamen sie auf den Wasserwegen Rußlands bis nach Asien und traten auch mit Persern in Beziehung. Nun hat man in Schweden, Island und Grönland Münzen gefunden die aus dem Orient herrühren und zweifellos von den Wikingern mitgebracht wurden. Von den Geldstücken stammten viele aus der persischen Provinz Sistan, die seit alters her ein Hauptland der Windmühlen ist. Danach wären also die Windmühlen durch die Wikinger aus Persien zu uns gekommen. Wie kamen sie aber nach Persien? Bowles glaubt, daß es schon in Alexandria im ersten christlichen Jahrhundert Windmühlen gegeben habe, aber sie sind wahrscheinlich in der Spätzeit des römischen Kaiserreiches zuerst eingeführt und dann nach Persien gekommen. Die Wikinger brachten sie nach Skandinavien und von dort wanderten sie nach Holland, wo sie schon im 9. Jahrhundert nachzuweisen sind; von da aus haben sie sich über ganz Europa verbreitet.

Im sonnigen Süden.

Reisen — uralte Sehnsucht der Menschen! Das Einerlei des Alltags zurücklassen und hinauszuweichen in die blaue Ferne, neues auf seine Sinne wirken zu lassen, die fremden Schönheiten der Natur, der Kunst, des Volkstums zu genießen — wer fühlt sich nicht von heiligem Wandertrieb erfasst, wenn er von fernen Ländern erzählt hört oder Bilder der Erinnerung in ihm aufsteigen! Besonders ist es der Süden, der mit seiner Sonne, seinen satten Farben, seinen ungeheureren Kunstschätzen seit jeher die Menschen anlockte. Ein wohlansgebildetes Verkehrsweesen hat die großen Entfernungen von früher wesentlich verringert und die Länder näher aneinander gerückt, doch die sozialen Verhältnisse machen für Viele die Erfüllung des Herzenswunsches nach Reisen schwieriger als je. Da ist nun ein Buch erschienen, das durch die Lektüre, die es bietet und durch die vielen herrlichen Bilder den an ihre Wirkungsstätte Gebannten eine Vorstellung von der von ihnen ersehnten Welt da draußen zu geben geeignet ist. („Im sonnigen Süden.“ Das Italienbuch. Mit 150 Bildern. Verlag Neufeld u. Henius, Berlin.) Verfasser des Buches ist J. B. Mallina, ein Schriftsteller, der ebenso Schönheitssinn wie historisches Wissen und gute Beobachtungsgabe besitzt. Er berichtet: e genes Erleben, aber er montiert hinein gewandt auch Urteile und Eindrücke anderer, berühmter Italiener. Das Allerbeste an dem künstlerisch gestalteten Buche sind die Bilder, die nach eigenen Aufnahmen des Verfassers in seiner Schönheit hergestellt sind und hohes Können bekunden. — r.

Banoptikum der Zeit.

Unter anderem:

lanten, während die Regierung der USA sich offiziell um den Frieden zwischen Bolivien und Paraguay bemüht, in Bolivien 900 Kisten Munition und acht Kampfflugzeuge an — gleichfalls aus USA.

plant man in Paris, für die Rechtsstudenten ein Versuchsgesicht ins Leben zu rufen — und wo bleibt für die zukünftigen Richter in spe das Versuchsgesicht?

gab ein Londoner Textilexporteur eine Zeitung auf Schallplatten heraus, die täglich in 3000 Exemplaren erscheint und besonders von Blinden gehört wird.

entschied das Bundesarbeitsgericht in Duisburg, daß Arbeitslose keine Ehen eingehen dürfen.

wurde der polnische Fiskus von der Regierung angewiesen, im Notfall statt Geld auch Kunstwerke als Steuern anzunehmen.

stellte die Berliner Wach- und Schließgesellschaft „Nachtsturen“ in Dienst, die nachts auf Mordräubern durch einsame Gegenden fahren und Personen, die allein unterwegs sind, unter ihre Arme nehmen.

brachte sich der Erfinder des Kleinfaltrigen Schnellfeuer-Revolver, Albert Schwarz, in New York ums Leben — aber mit Leuchtgas.

nahm die Polizei in Marseille einen Bettler fest, der mehlförmiger Hausbesitzer war und auf der Straße bei eis, angeblich, um das nötige Geld für seine Steuern zusammenzubringen. und dran, den H marck zu erobern.

befand sich vor dem Arbeitsamt in Wanne-Eickel folgender Anschlag: „Eine fast neue SA-Uniform gegen ein Taucheschiff umzutauschen. Salory, Mollstraße 88.“

absolvierte der Hilfsbischof von Boston einen Fluggesamterkursus, andere Pfarrer folgten seinem Beispiel — die katholische Kirche ist drauf mußte in Jenbach (Tirol) die Schule verweigert werden, da sie das letzte Eigentum der schwer ver schuldeten Gemeinde war.

führte ein Geschäft in Bremen zur Anspornung seiner Angestellten eine Art von Kennberichten ein, in denen die täglichen Leistungen der Verkäufer und Verkäuferinnen sportlich nach Punkten gewertet werden.

kündigte die Vortragsgesellschaft „Aranea“ in Innsbruck auf ihren Plakaten an, „Studenten und Erwerbslose erhalten Ermäßigung“. Die Studenten protestierten dagegen, mit den Erwerbslosen in einem Atem genannt zu werden.

übernahm der nationalsozialistische Studentenbund in Berlin die Räume des Herrenklubs am Pariser Platz, die eine Jahresmiete von 24.000 Mark kosten.

— Heiteres. —

Der wunderbare Anzug. „Das ist ein wunderbarer Anzug, den ich da trage.“ — „Sieht aber ziemlich gewöhnlich aus!“ — „Stell dir nur vor: die Wolle kam aus Australien, englische Händler veräußerten sie nach Schottland, in Sachsen wurde der Stoff gewebt und zu einem Anzug verarbeitet, den ich in Berlin kaufte.“ — „Darin seh' ich doch noch immer nichts Wunderbares.“ — „Nein, das Wunderbare liegt darin, daß so viele Menschen davon leben können, wenn ich den Anzug noch gar nicht bezahlt habe.“

Bernard Shaw wurde von einem englischen Aristokraten einmal zu einem Herrenabend eingeladen. Shaw hatte diese Sorte von Veranstaltungen wie die Pest. Shaw telegraphierte an den Gastgeber: „In meinem größten Bedauern am Kommen verhindert. Ausrede folgt brieflich.“

Lichtenberg war von der Natur mit besonders großen Ohren ausgestattet worden. Ein Bekannter sagte lakisch zu ihm: „Was für schrecklich große Ohren Sie haben, Herr Professor!“ — „Ja“, entgegnete Lichtenberg in schlichtem Ton, „stellen Sie sich vor: meine Ohren und Ihr Gehirn — das gäbe einen Esel von besonderer Herrlichkeit!“

Auf halbem Wege. „Sag mal, Grete, verträgst du dich wieder mit Bleiers?“ — „Vorläufig nur halb.“ — „Was heißt halb?“ — „Ich treffe mich ab und zu mit Herrn Bleier.“

Im Recht. „Wie konnte es Ihnen denn nur einfallen, Angeklagter, auf dem Friedhof das Fahrrad zu stehlen?“ — „Ich dachte“, sagte der Angeklagte kleinlaut, „der Bestatter wäre gestorben!“

Er läßt es sich etwas kosten. „Herr Aufseher, sehen Sie denn nicht, da hinten am Pulverturm sitzt ein Mann und raucht?“ — „Ich seh' ihn schon!“ — „Aber das Rauchen an dieser Stelle ist doch bei zehn Mark Strafe verboten!“ — „Die hat er bezahlt!“

Auf der Waage. Als ich eines Tages mit meiner kleinen Nichte, vier Jahre alt, spazieren ging, kamen wir an einer Waage vorbei. „Komm her, Tilly“, sagte ich, „wir wollen mal sehen, wieviel du wiegst.“ Und ich warf zehn Groschen in die Waage. Nachdem ich dem Kind das Gewicht, das die Waage angezeigt hatte, gesagt hatte, fragte es: „Tantchen, und wieviel würde ich für zwanzig Groschen wiegen?“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65 bei Teplitz-Škádnu.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 124.

Von Rudolf Kropf, Klostergrab.

Schwarz: Kc3, Ta8, b8; Lc4, b6; Sc7; Ba8, e5, f2, g4/10.



Weiß: Kc4; Dc3; Lb3, b4; Sb5, g5; Bc6, g6 (8).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 121: 4-15!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rud., Schmidt Ferdinand, alle aus Kwitkau; Blanchier Emil, Tetschen (nach D×c6 folgt Tf-46); Schmidt Karl, Bräx; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Maida; John Josef, Kroschwitz; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Bentele Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Mildorf Adolf, Döhnert Max, Bachmann Reinhold, alle aus Tetschen; Schöbel Franz, Straußnitz; Hilgarth Hermann, Neu-Wistritz; Vavlin Wenzel und Leschak Gustav, Arbesau; Pieck Dankwart und Lorenz, Tetschen; Schwarz Raimund, Skulpa Erwin, Kropf Rudolf, Rudolf Gustav, alle aus Klostergrab; Ulbert Rudolf, Prosdeditz; Triltsch Gustav, Wisteschau; Reinert Julius, Nestomitz; Settmacher Artur, Zweitnitz; K. R., Klostergrab; Nr. 119, nach Sb2-d3 folgt Td5-e5! I. Bezirk. Wir teilen den Sektionen im I. Bezirk mit, daß für Gen. Höhnel, welcher vereist ist, Gen. Franz Wendler, Kleinsche, Karl-Marxstraße Nr. 9, provisorisch mit der administrativen Leitung der Bezirksbachgesellschaft betraut wurde.

Partie Nr. 31.

Gespielt im Vereinssturnier in Eichwald am 22. IX. 1932.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: B. Gahler. Schwarz: Fr. Malor.

1. d2-d4 d7-d5

2. c2-c4 Sc8-f6

3. e4×d5 Dd8×d5

Auf S×d5 folgt 4. e4, Sg6 5. Ld31 D×d4?? Lb5? mit Damengewinn.

4. Sb1-c3 Dd5-d8

Am besten. Auf andere Damenzüge wird der Turmverlust vergrößert.

5. Sg1-f3 Lc8-f5

6. Lc1-g5 e7-e6?

Hier war am Platze: Sb9-d7.

7. e2-e4 Lf8-b4?

8. e4×f5 Lb4×c3?

9. b2×c3 e6×f5

10. Lf1-e4 0-0

11. 0-0 Sd8-d7

12. Tf1-e1 c7-c6

13. Dd1-c3 b7-b5

14. Lc4-d3 g7-g6

Diese Anlockerung des Königsfögel wird nun kräftig ausgenützt.

15. Sf3-e5! Dd8-c7

16. Se5×d7! Sg6×d7

17. Te1-e7 Tf8-e8

18. Ta1-e1 Te8×e7

19. Te1×e7 Dc7-d6

20. Dc2-e2 Kc8-g7

21. Dc2-c3! Sd7-d6

Es drohte Matt. Z. B. 22. Lf4! Dd5, Lh6?, Kc8, Te8. TXT (Sf8, T×a8) D×Tf! selbst Matt im nächsten Zuge.

22. Lg5-b6! Kc7-b8

23. Ld3-c2 Dd6-b8

Schwarz will Sg4 spielen, dieser Gegenangriff wird aber im Keime erstickt.

24. Lb6-d4 Dd8-g8

25. Dc2-e5 ---

Noch besser dürfte Le5 sein.

26. Lc2-b3 Dg5-g7

27. Lc2-b3 Sg6-d5

Der Textzug gestattet ein fünfzfigiges Matt. Auf 26. Tb entscheidet Dc7 nebst Le5.

27. Te7-e8 Ta8×e8

28. Dc5×e8 Dg7-g8

29. Lf4-e5 Tf7-g6

30. Lb3×d5! Dg8×e8

31. Le5×f6 Matt.